

Copyright Acknowledgment

Publication Information

Hösle, Vittorio. 1995. "Soll Entwicklung Sein? Und Wenn Ja, Welche Entwicklung ?". Edited by Klaus M. Leisinger. *Entwicklung Mit Menschlichem Antlitz : Die Dritte Und Die Erste Welt Im Dialog*, 9–38.

This publication is made available in our archive with grateful acknowledgment to the original publisher, who holds the copyright to this work. We extend our sincere appreciation.

The inclusion of this work in our digital archive serves educational and research purposes, supporting the broader academic community's access to the works of Vittorio Hösle.

Terms of Use

Users are reminded that this material remains under copyright protection. Any reproduction, distribution, or commercial use requires explicit permission from the original copyright holder.

We are committed to respecting intellectual property rights and supporting the scholarly publishing ecosystem. If you are the copyright holder and have concerns about this archived material, please contact us immediately.

obj-idealismus-heute.phil2@uni-bamberg.de

Entwicklung mit menschlichem Antlitz

Die Dritte und die
Erste Welt im Dialog

*Herausgegeben von
Klaus M. Leisinger und Vittorio Hösle*



VERLAG C.H.BECK MÜNCHEN

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Entwicklung mit menschlichem Antlitz : die dritte und die erste Welt im Dialog / hrsg. von Klaus M. Leisinger und Vittorio Höfle. – München : Beck, 1995

ISBN 3 406 39429 9

NE: Leisinger, Klaus M. [Hrsg.]

ISBN 3 406 39429 9

© C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck), München 1995

Satz und Druck: C. H. Beck'sche Buchdruckerei, Nördlingen

Bindung: Conzella, Pfarrkirchen

Gedruckt auf säurefreiem,

aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff hergestelltem Papier

Printed in Germany

Soll Entwicklung sein?
Und wenn ja, welche Entwicklung?

von Vittorio Hösle

1989 scheint als Epocheneinschnitt fast so bedeutend wie 1789. Markiert das frühere Datum den Triumph der Ideen der Moderne über die traditionellen Ideologien und Institutionen des Ancien Régime, so scheint 1989 deren endgültige Alternativenlosigkeit zu offenbaren – dies jedenfalls ist die bekannte These Fukuyamas.¹ Mit dem Zusammenbruch des Sozialismus in der Sowjetunion und in Osteuropa sei die Geschichte letztlich zu einem Ende gekommen: Denn die Ideen von 1789, die schon Hegel als höchsten Ausdruck der weltgeschichtlichen Vernunft feierte, seien nun endgültig als unüberbietbar erwiesen. Sicher bleibe ihre weltweite Durchsetzung noch eine Aufgabe, aber es gehe dabei nur um eine mühsame Anwendungsarbeit, nicht mehr um die Erfassung neuer Prinzipien. Fukuyama selber sieht dieses so verstandene Ende der Geschichte keineswegs nur positiv: Mit ihm werde heroische Begeisterung für neue Ideen überflüssig; und darin liege eine ungeheure Verarmung des Menschen, eben seine Umwandlung in jenen Typus, den Nietzsche den letzten Menschen genannt hat. Das sei zu beklagen, aber es ändere nichts an der Zwangsläufigkeit dieses Prozesses. Fukuyamas Verbindung von Amerikanismus und Neohegelianismus hat bei europäischen Intellektuellen viel Empörung ausgelöst – und zwar aus drei Gründen. Erstens kann der moderne (oder gar postmoderne) Mensch von dem Glauben, er könne zwischen Alternativen wählen, die Zukunft sei für ihn offen, immer neue, andere und differente Ideen würden ihn vor der drohenden Langeweile retten, nur schwer lassen. Zweitens sind die Mängel der gegenwärtigen Ordnung durchaus offenkundig – und zwar nicht nur in der internationalen Dimension, sondern auch in der Innenperspektive derjenigen Länder, die die Ideen von 1789 mehr oder weniger erfolgreich institutionalisiert haben. Fukuyama scheint vorgeworfen werden zu müssen, er übersehe die Mängel der heutigen Situation in unglaublich naiver, wenn nicht gar ideologisch-apologetischer Weise – doch kann man ihn vielleicht so verstehen, die gegenwärtige Situation sei schlimm genug, aber es gebe leider nichts Besseres. Zu dieser kritischen Entrüstung steht das dritte Motiv, warum Fukuyamas These in Europa auf wenig Gegenliebe stößt, in eigentümlichem Widerspruch: Die Perspektive, der letzte Mensch zu sein, ist wenig schmeichelhaft; und so gerne man die eigene Gesellschaft kritisiert, so gereizt reagiert der durchschnittliche Intellektuelle heutzutage, wenn man ihm zu erwägen gibt, daß

seine persönliche Struktur vielleicht noch problematischer ist als diejenige der Gesellschaft. Darin liegt ja ein bedeutender Unterschied zwischen Fukuyama und Hegel, daß dieser das Ende der Geschichte als Vollendung zelebriert, jener es hingegen, wegen seiner individualpsychologischen Folgen, mehr resignativ zur Kenntnis nimmt (was sicher damit zusammenhängt, daß Hegel den Kampf für jene noch frischen Ideen selbst erlebt hat). Freilich sind die drei eben genannten Motive eher Ursachen von Ärger als Gründe für die Falschheit jener Theorie, also noch keine Argumente, und auch wenn ich mit den meisten Autoren dieses Bandes durchaus der Ansicht bin, daß auch nach 1989 weiterhin nach Alternativen zu der wirtschaftlichen und politischen Ordnung der mächtigsten Länder der Welt gesucht werden muß, scheint mir Fukuyama zu Recht darauf hinzuweisen, daß dies viel schwerer ist, als man gemeinhin denkt. Fukuyama hat eine – wie noch zu zeigen sein wird – einseitige, aber doch klare und einfache Theorie entwickelt, die sich nicht mit infantilen Vorstellungen von Friede, Freude, Eierkuchen widerlegen läßt, die kaum eines unserer Probleme lösen. Wünschbarkeiten aufzulisten, ohne sich den Kopf darüber zu zerbrechen, ob sie, so wie die Menschen nun einmal sind, realisierbar oder gar miteinander kompatibel sind, ist kein Zeichen persönlicher Reife und keine beachtliche intellektuelle Leistung. Mit folkloristischem Tiersmondisme lassen sich zwar gute Geschäfte machen, aber er ist keine adäquate Antwort auf die Einsichten, die der Zusammenbruch der Sowjetunion aufdrängt.

Natürlich hat Fukuyamas Geschichtsphilosophie bedeutende Konsequenzen für die Entwicklungspolitik. Wenn die Ideen von 1789 oder, allgemeiner, das Projekt der Moderne das letzte und unüberschreitbare Resultat der menschlichen Geschichte sind, dann kann sinnvolle Entwicklungspolitik nur darin bestehen, den anderen Ländern dabei zu helfen, sich jenen Ideen entsprechend umzugestalten.² Nicht nur der sozialistische Weg scheint seit 1989 endgültig diskreditiert; auch die Suche nach einem möglichen dritten Weg wäre sinnlos, wenn Fukuyama recht hätte. Sie wäre verlorene Zeit, die man lieber der Arbeit an der Verwirklichung jener alten Ideen widmete, zu denen es eben keine besseren neuen gebe. Allerdings läßt sich gegen Fukuyamas Ansatz, der dem sogenannten bürgerlichen Lager der Entwicklungspolitik eine geschichtsphilosophische Legitimation verleiht, eines entgegenhalten: Von einem Automatismus der Entwicklung hin auf die Grundprinzipien der Moderne scheint nicht die Rede sein zu können. In der Tat wachsen gleichzeitig mit der Überzeugung, zu dem Entwicklungsweg Europas gebe es keine bessere Alternative, die Zweifel, ob dieser Weg wirklich von allen Ländern beschritten werden könne – ja, gerade die Auflösung der Sowjetunion und der alarmierende Zustand der sogenannten GUS, die auf Jahrzehnte zur Instabilität verdammt zu sein scheint, deuten eher darauf hin, daß die Zahl derjenigen Länder, die den Modernisierungsprozeß nicht bewältigt haben, sich seit 1989 vermehrt

hat. Die Erfolge des Entwicklungsmodells der westeuropäischen und einiger anderer Länder dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß in vielen Teilen der Welt zumindest die absolute Zahl der unter dem Existenzminimum Lebenden in den letzten Jahrzehnten dramatisch gewachsen ist. Auch was andere Parameter wie Frieden oder Rechtsstaatlichkeit betrifft, kann von einer inneren Tendenz aller Kulturen hin zu einem teleologisch ausgezeichneten Zustand nicht im mindesten die Rede sein: Hunger, Krankheit, Krieg, Kriminalität, ökologische Zerstörung und Verödungen ganzer Gebiete bestimmen in einer Weise, die in Europa gar nicht vorstellbar ist, das Dasein von etwa einer Milliarde Menschen, die unter der Armutsgrenze leben.

Immerhin bedeutet die Hegelsche These, der moderne Rechtsstaat mit Marktwirtschaft sei der höchste Ausdruck von Vernunft, keineswegs, allen Kulturen sei diese institutionelle Vernunft zugänglich. Hegel scheint diese Möglichkeit in der «Geschichtsphilosophie» vielmehr ausgeschlossen zu haben. Mit seinem Ansatz wäre die Position durchaus verträglich, daß neben «rationaleren» Kulturen stets andere Kulturen weiterbestehen, die nicht vergleichbar vernünftig sind und deren Ungleichheit mit den «rationalen» im Laufe der Geschichte sogar zunähme.³ Denn von der Frage, ob diejenige Entwicklung zu begrüßen sei, die in den Ideen von 1789 ihren klarsten Ausdruck fand, ist die andere zu unterscheiden, ob sie auch überall möglich sei. Rein theoretisch wäre eine Welt mit äußerst unterschiedlichen Kulturen denkbar, von denen die einen radikal «unterentwickelt», die anderen hingegen «entwickelt» wären. Doch ist unschwer zu sehen, daß diese Möglichkeit rein theoretisch ist. Die zunehmende Verflechtung der Welt auf wirtschaftlichem und technischem Gebiet läßt eine solche Aufspaltung in vollständig verschiedene Kulturen sehr unwahrscheinlich erscheinen. Zwar kann in normalen Zeiten die Kaufkraft ein Filter sein, der Bewegungen von Menschen nur in einer Richtung zuläßt – von den reicheren zu den ärmeren Kulturen in Gestalt des Tourismus. Aber bei großen Belastungen wird dieser Filter brechen: Migrationen werden zu einer Zunahme der sozialen Entropie führen. Dies könnte nur durch Verstärkung der Filter verhindert werden – d.h. durch die Umgestaltung der Wohlstandsinseln, die sich in einem Meer von Unordnung und Elend befinden, in Festungen. Dagegen spricht freilich, daß es gerade seit 1991 etwas gibt, was vorher nicht existiert hat: ein Land, das wirtschaftlich und politisch den Modernisierungsprozeß nicht bewältigt hat und trotzdem eine militärische Supermacht mit der Fähigkeit ist, die Menschheit mehrfach auszulöschen: Rußland.⁴ Sollte, was aus verschiedenen Gründen nicht unwahrscheinlich ist, der Reformprozeß in Rußland scheitern, wird der Zeitraum 1989–1991 de facto eine Schwächung und nicht eine Stärkung der Länder mit geglückter Modernisierung eingeleitet haben. Aber selbst wenn ohne grundsätzliche Umwandlung, ja, Perversion des politischen Systems der «entwickelten» Länder und ohne blutige militärische

Auseinandersetzungen eine Bewahrung ihres Besitzstandes möglich sein sollte, liegt es auf der Hand, daß eine solche Lösung den Ideen von 1789 aufs krasseste widerspräche. Denn die Pointe dieser Ideen ist ihr moralischer Universalismus, also die Annahme, daß bestimmte Grundrechte allen Menschen als Menschen zukommen; und kein Widerspruch wäre schreiender, als wenn das letzte Resultat jenes Projektes, das sich dem Pathos der Idee der Gleichheit verdankt, eine Ungleichheit wäre, wie sie krasser die Menschheit noch nicht gekannt hat.

Dies gälte um so mehr, wenn sich zeigen ließe, daß an der Unterentwicklung der armen Länder die entwickelten mitschuld wären. Dies ist bekanntlich eines der kontroversesten Probleme der ganzen Entwicklungsdebatte. Da von seiner Lösung für die eigene Selbstachtung (und zwar beider Seiten) viel abhängt, kann es schwerlich überraschen, daß es extrem ideologisiert ist und sich selten sachliche und ausgewogene Stellungnahmen finden. Dies hat auch damit zu tun, daß die Frage ohne eine sozialwissenschaftlich-ethische Doppelkompetenz nicht adäquat zu lösen ist, und eine solche ist immer noch selten. Die Ethik hat sich in unserem Jahrhundert teils auf Hermeneutik klassischer Schriften zurückgezogen, die mit der Problematik der Entwicklungsländer noch nicht konfrontiert waren, teils auf metaethische Subtilitäten, von denen der Weg zur Beantwortung materialer Fragen lang ist. Die Sozialwissenschaften haben sich zu der Erkenntnis durchgerungen, daß sie normative Sätze nicht zu begründen vermögen; und daraus ziehen sie häufig den falschen Schluß, normative Sätze seien überhaupt nicht zu begründen oder seien gar irrational. Dagegen halte ich daran fest, daß sich auch die komplexesten sozialen Strukturen und Prozesse, ungeachtet ihrer partiellen Naturwüchsigkeit, moralischer Beurteilung nicht entziehen: Auch wenn wir zu dem Ergebnis kommen sollten, daß im Augenblick bestimmte Prozesse nicht zu bremsen sind, ist es trotzdem möglich zu erkennen, sie seien schlecht und man könne daher die eigene moralische Integrität nur dadurch bewahren, daß man sich aus ihnen weitgehend zurückziehe. Eine Verbindung von Ethik und Sozialwissenschaften ist erforderlich, um Fragen, wie sie uns angesichts des sogenannten Entwicklungsprozesses quälen, einer Antwort näherzuführen. Verbindung heißt übrigens nicht Vermengung: Normative Sätze sind nie allein aus deskriptiven abzuleiten, und selbst der Nachweis eherner Entwicklungsgesetze (sollte er möglich sein) beantwortet noch nicht die Frage, ob diese Entwicklung positiv zu bewerten ist oder nicht. Dazu ist eine normative Basis erforderlich, die nicht in natürlichen und sozialen Fakten begründet sein kann. Aus der Unterscheidung der normativen und der deskriptiven Dimension folgt ferner, daß man beim Umgang mit Begriffen stets angeben muß, ob man sie deskriptiv oder normativ versteht. So werde ich im folgenden den Begriff der Entwicklung rein deskriptiv verwenden und besonders herauszuarbeiten suchen, was die Merkmale jenes Entwicklungsprozesses gewesen sind, der in den Ideen von 1789 gepflegt hat (I).

Alsdann will ich der Frage nachgehen, inwieweit dieser Typ von Entwicklung, der in Europa begann, für andere Kulturen sinnvoll und möglich ist (II). Darauf will ich mich der normativen Ebene zuwenden und klären, was an diesem Entwicklungsprozeß gut, was schlecht ist (III). Einige entwicklungspolitische Überlegungen sollen meinen Aufsatz abschließen (IV).

I.

Ungeachtet der Richtigkeit universalistischer Ideale ist auf der deskriptiven Ebene offenkundig, daß trotz ihrer gemeinsamen Natur die Menschen untereinander sehr unterschiedlich sind: Die Menschheit existiert nicht als Abstraktum, sondern als eine Vielzahl von Individuen; und diese Individuen verhalten sich nicht unmittelbar zur Menschheit als der Grundlage ihrer kollektiven Identität, sondern zunächst einmal zu Kulturen, die voneinander stark abweichen. Kulturen zu definieren ist bekanntlich nicht einfach; eine gemeinsame Lebensform – insbesondere gemeinsame Sprache und gemeinsame Sitten – wird jedenfalls als entscheidender Faktor in das Definieren eingehen.⁵ Aber die Vielzahl der Kulturen trägt nicht als einzige zur Differenzbildung bei: Neben den räumlichen gibt es zeitliche Unterschiede; zumindest einige Kulturen verändern oder entwickeln sich. Die westeuropäische Kultur der Gegenwart ist von der indischen der Gegenwart, aber eben auch von der westeuropäischen des Mittelalters stark unterschieden. Nun ist es nicht einfach, die Frage zu beantworten, ob sich alle Kulturen der Menschheit entwickeln – denn bloße Veränderungen, die etwa einen Herrscher durch einen anderen auswechseln und die grundlegende soziale Ordnung sei es unangetastet lassen, sei es periodisch zu ihr zurückkehren, sind noch keine Entwicklung. Eine solche setzt erstens strukturelle Veränderungen, zweitens eine Zunahme von Komplexität und drittens eine weitergehende Anpassung an die natürliche und kulturelle Umwelt voraus. Natürlich ist diese Definition unzureichend und sogar falsch, wenn sie zu suggerieren scheint, der spätere Zustand enthalte alle Vorzüge des früheren; aber für unsere Zwecke mag sie ausreichen. Legen wir diese Definition zugrunde, wird man wohl zugeben müssen, daß sich nicht alle Kulturen gleichermaßen entwickelt haben – auch wenn bei einem solchen Urteil die Gefahr besteht, als Entwicklung nur das zu zählen, was in die Richtung der Kultur desjenigen geht, der über andere Kulturen spricht.⁶ Dies ist tunlichst zu vermeiden; und es ist daher durchaus zuzugeben, daß sich etwa die indische Kultur seit dem arischen Einfall stark entwickelt hat, auch wenn vielleicht der Hinduismus uns modernen Europäern noch ferner ist als die vedische Religion. Entwicklung im eben genannten Sinne führt nicht notwendig zu einer Annäherung der Kulturen.⁷ Und selbst Kulturen, die vielleicht in eine ähnliche Richtung tendieren, mögen ein sehr unterschiedliches Entwicklungstempo haben.

Allerdings ändert sich dies radikal mit dem Auftreten jenes Typs von Entwicklung, die man Entwicklung *par excellence* nennen kann und auf die man sich bezieht, wenn man von Entwicklungsländern und entwickelten Ländern redet. Die europäische Kultur, die, selbst wenn man die Expansion des Römischen Reiches mitbedenkt, stets nur eine Kultur unter anderen gewesen war, gewinnt seit der frühen Neuzeit einen ungeheuren Machtvorsprung gegenüber anderen Kulturen, den sie in den folgenden Jahrhunderten kontinuierlich ausgebaut hat: Ihrem ideologischen und wirtschaftlichen, oft auch militärischen Einfluß hat sich niemand entziehen können. Es wäre irreführend zu entgegnen, mit dem Ersten, spätestens dem Zweiten Weltkrieg sei dieser Machtvorsprung auf die Vereinigten Staaten von Amerika übergegangen. Denn dieses Land ist Europa in Reinkultur: Europa ist kein geographischer, sondern ein kultureller Begriff; und das heutige Australien ist in diesem Sinne viel europäischer als etwa Albanien. Ja, selbst wenn man auf Japan und einige südostasiatische Länder verwiese, hätte man den Punkt, um den es mir geht, insofern verfehlt, als die zunehmende wirtschaftliche und politische Macht dieser Länder eben damit zu tun hat, daß sie einige Ideen der neueren europäischen Kultur übernommen haben. Allerdings ist es, um Homonymien zu vermeiden, wichtig, zwischen den spezifisch abendländischen Ideen, die von der japanischen Kultur unterschieden sind, und dem neueuropäischen Programm zu differenzieren, das auf dem Boden der abendländischen Kultur entstanden ist, aber wenigstens auf einige andere Kulturen übertragen werden kann. In diesem Sinne kann man sagen, daß etwa Japan zwar nicht die abendländische, aber doch Aspekte der neueuropäischen Kultur assimiliert hat und daß umgekehrt etwa die russische Kultur, die ohne Zweifel in ihren wesentlichen Bestandteilen zur großen Familie der abendländischen Kultur gehört, bleibende Schwierigkeiten hat, das neueuropäische Programm zu akzeptieren.

Der Machtvorsprung, den die Realisierung der neueuropäischen Ideen verleiht, erklärt, warum Entwicklung im oben genannten, noch offenen Sinne zur Entwicklung *par excellence* werden mußte: Die neueuropäischen Ideen bilden heute fast überall auf dem Globus die kulturelle Umwelt auch jener Menschen, die einer anderen Kultur angehören, ja, sie infiltrieren zunehmend große Teile von deren eigener Kultur. Wer nicht einen *modus vivendi* mit dem neueuropäischen Programm findet, ist an seine Umwelt schlecht angepaßt und insofern unterentwickelt im obigen Sinne; Stabilität ist in solchen Ländern kaum zu erwarten. Das gilt nicht von jenen Kulturen, die noch unangetastet von europäischen Einflüssen leben – etwa bestimmte Indianerstämme weit innen im Amazonasregenwald. Sosehr diese Kulturen eine innere Geschlossenheit besitzen, die etwa die Länder der ehemals sogenannten Dritten Welt nicht mehr haben, so gering ist die Wahrscheinlichkeit, daß sie in der modernen Welt lange überleben können – jedenfalls solange nicht einschneidende Veränderungen stattfinden.

Was macht Entwicklung *par excellence* aus? Was sind die Ideen und die Institutionen, die dem modernen Europa einen Vorsprung vor allen anderen Kulturen verliehen haben, den diese nur dann aufzuholen eine Chance haben, wenn sie jene wenigstens zum Teil übernehmen? Grundlage des Projektes der Moderne sind einerseits neue moralische Ideen, andererseits die Expansion menschlicher Macht über Natur und Gesellschaft. Es ist von äußerster Wichtigkeit zu begreifen, daß beide zusammengehören: Überzeugend wurden jene Ideen, weil sich die Möglichkeit eröffnete, sie aus der Sphäre des bloßen Sollens in die Wirklichkeit umzusetzen; umgekehrt haben die neuen Mittel, die jene Expansion zur Verfügung stellte, sich nur deswegen anfangs als segensreich (oder besser: als nicht unmittelbar kontraproduktiv) erwiesen, weil sie durch jene Ideen gebändigt wurden. Die Macht der Ideen sollte allgemein nicht unterschätzt werden; in kaum einer Epoche wäre dies aber verhängnisvoller als in der frühen Neuzeit: Denn den großen technischen Innovationen geht das theoretische Programm voraus, die Erde nach dem Bilde des Menschen umzugestalten. Was die moralischen Ideen der europäischen Neuzeit betrifft, so sind sie durch folgende Merkmale charakterisiert. Die früheuropäische Moral ist erstens universalistisch – sie will allgemein gelten, während die Moral traditioneller Kulturen die Normen streng nach sozialen Gruppen differenziert. Es liegt auf der Hand, daß der Monotheismus diesen Universalismus vorbereitet hat; allerdings hat einerseits das mittelalterliche Christentum diesen Monotheismus zur Legitimation der feudalen Ordnung eingesetzt, die sich im frühen Mittelalter bildete; andererseits hat die religiöse Legitimation der Moral Schwierigkeiten beim Umgang mit Menschen anderer Religionen. In einem langen Prozeß wird im Laufe der frühen Neuzeit die universalistische Ethik zweitens von ihrer religiösen Grundlage gelöst; damit schwindet die Bedeutung der Religionen und überhaupt partikularer Gemeinschaften für die Grundlegung der Ethik. Ein zunehmender Individualismus ist das dritte Strukturmerkmal der neuzeitlichen Moral, die die subjektive Verantwortung des einzelnen in den Vordergrund rückt. Viertens wird man die Hervorhebung aktiver Weltänderung nennen müssen, für die symptomatisch die Figur Fausts stehen mag: Nicht Schau und Hinnahme, sondern die Gestaltung der Wirklichkeit gelten als positive Werte. Fünftens erzwingen der Individualismus und die Loslösung von partikularen Traditionen eine Formalisierung der Ethik, die in Kants Ansatz ihren Höhepunkt erreicht. Eine Zunahme der Freiheit, die aufgrund des universalistischen Ausgangspunkts möglichst gleichmäßig sein sollte, wird zum Hauptinhalt der Moral. Sechstens besteht seit dem 18. Jahrhundert der Versuch einer geschichtsphilosophischen Absicherung des eigenen Normensystems als des höchsten Stadiums der menschlichen Entwicklung. Die Notwendigkeit eines solchen Versuchs ergibt sich aus dem Widerspruch zwischen der Vielfalt faktischer Normensysteme und dem universalistischen Pathos. Bezeichnenderweise wurde eine solche Notwendigkeit

von anderen Kulturen nicht gespürt, die durch fremde Normensysteme nicht vergleichbar verunsichert wurden, weil sie eben nicht der Ansicht waren, alle Menschen seien gleich. Auch Fukuyamas eingangs erwähnte Theorie gehört in diesen Zusammenhang.

Auf der politischen Ebene besteht die bleibende Leistung des modernen Europas in der Schaffung des souveränen Territorialstaats.⁸ Durch die Bildung klarer Entscheidungsstrukturen, die Zurückführung des Rechts auf das, was vom Staat gesetzt wird, die Bindung von Regierung und Verwaltung an das Gesetz, allgemeine Rechtssicherheit, die Beseitigung unabhängiger Machtzentren, schließlich die reale Durchsetzung des staatlichen Gewaltmonopols erreichte der Staat einen Organisationsgrad, wie ihn die Geschichte vorher nicht gekannt hatte. Hinzukommen die Rationalisierung von Verwaltung (insbesondere der Finanzverwaltung) und Armee, also die Steigerung ihrer Effizienz bei gleichzeitiger Beschränkung ihrer Funktionen auf das wirklich Erforderliche und bei weitgehender Beseitigung der Wertvorstellungen, die diese Erhöhung der Schlagkraft behindern könnten.⁹ Die Machtzunahme des modernen Staates war nur erträglich, konnte also nur auf den Konsens rechnen, dessen jede stabile Macht bedarf, weil Hand in Hand mit ihr Garantien gegen den Machtmißbrauch eingeführt wurden, ja, der Staat in der Tat die von der Ethik geforderte individuelle Freiheit begünstigte. Das Prinzip der Gewaltenteilung (freilich auf der Grundlage des staatlichen Gewaltmonopols), die Erklärung allgemeiner Grundrechte und die Schaffung einer sie wirklich schützenden Judikative, schließlich Institutionen der Repräsentation bis hin zu ihrer massendemokratischen Form sind die bekannten Mittel, mit denen jenem Bedürfnis in einem langen Prozeß Rechnung getragen wurde. Gelang es dem modernen Staat, im Inneren und für einen relativ langen Zeitraum (nämlich von 1648–1914, mit Ausnahme der Koalitions- und Napoleonischen Kriege) auch in den Beziehungen zwischen den einzelnen europäischen Staaten den Gewalteinsatz zu beschränken, so ist es die Leistung der Vereinigung von moderner Wissenschaft, Technik und Wirtschaft,¹⁰ Armut und Krankheit erfolgreich bekämpft zu haben. Die Lebenserwartung stieg, und ein vorher unvorstellbares Bevölkerungswachstum wurde möglich. Durch die Verbesserung von Kommunikationsstrukturen und Verkehrswegen steigerte jene Trias weiter den Organisationsgrad staatlicher Macht. Das Wesen der modernen Wissenschaft besteht in der vorurteilsfreien Erforschung der realen kausalen Zusammenhänge mit der ausdrücklichen Absicht, auf der Grundlage dieses Wissens in Natur und Gesellschaft einzugreifen und sie den eigenen Zwecken dienstbar zu machen. Das gilt ursprünglich nur für die Naturwissenschaften, später aber auch für die Sozialwissenschaften, die vom Staat jedenfalls primär mit der Absicht gefördert werden, sozialtechnologisch verwertbares Wissen geliefert zu bekommen. Was den modernen Kapitalismus betrifft, so sind seine Merkmale Privateigentum an Produktionsmitteln und Markt als

Steuerungsinstrument nicht seine *differentia specifica*, obgleich die modernen Verkehrstechniken, die formalrechtlich geschützte Vertragsfreiheit und die systematisierte Arbeitsteilung die Zahl der Tauschprozesse unabsehbar erweitert haben. Entscheidend ist vielmehr, daß Gewinnmaximierung zum Selbstzweck geworden ist, daß nicht der Gebrauchs-, sondern der Tauschwert von Waren das ist, was zählt.¹¹ In der Tat erforderten zunächst die Expansion nach Übersee, alsdann die Industrielle Revolution Kapital, um in Gang gesetzt zu werden. Da es nicht ohne weiteres natürlich ist, auf unmittelbare Bedürfnisbefriedigung zu verzichten, war ein umfassender Kapitalbildungsprozeß ohne tiefgreifende Veränderungen im Wertsystem der Gesellschaft, die durch die protestantische Ethik begünstigt wurden und zu einer neuen Arbeitsmoral und den sogenannten bürgerlichen Tugenden führten,¹² sowie ohne das Lenkungsmittel des Zinses kaum möglich. Zwar hat dieser Prozeß zunächst einmal eine Zunahme wirtschaftlicher Ungleichheiten zur Folge gehabt, die vermutlich insofern notwendig war, als die Konzentration des ersparten Kapitals in wenigen Händen seine effiziente Investition erleichterte. Dennoch hat der Widerspruch zwischen der Gleichheitsidee als der moralischen Grundlage der Moderne und den ökonomischen Ungleichheiten eine demoralisierende Wirkung auf die europäische Kultur ausgeübt. Man mußte ihn überwinden: Seine kapitalismusimmanente Korrektur im Sozialstaat ist die eine Strategie gewesen. Dabei wurden die Marktmechanismen weiterhin als Grundlage des Wirtschaftens anerkannt, und auch das Privateigentum an Produktionsmitteln wurde nur eingeschränkt – insbesondere um jene Monopolbildung zu verhindern, die die Konkurrenzsituation und damit die Vorteile des Marktes für den Verbraucher aufheben würde. Aber der Staat verschaffte den ärmeren Klassen Kaufkraft, ohne die auch eine ideale Marktsituation nicht zur Befriedigung von Bedürfnissen führt. Diese Schaffung von Kaufkraft war – ohne den Besitzenden etwas wegzunehmen – nur möglich, sofern es wirtschaftliches Wachstum gab, das zudem auch aus dem rein ökonomischen Grund der Zinstilgung erforderlich war. Freilich konnte wirtschaftliches Wachstum sich für den einzelnen als Besserung seiner Lage nur bemerkbar machen, wenn es nicht vollständig von dem demographischen Wachstum aufgebraucht wurde: Eine Verlangsamung des Bevölkerungswachstums war eine Voraussetzung der Lösung der sozialen Frage. – Die andere Strategie wandte sich grundsätzlich gegen den Kapitalismus und erklärte – ganz in Übereinstimmung mit den geschichtsphilosophischen Tendenzen der neuzeitlichen Ethik – die Errichtung einer sozialistischen Gesellschaft, die den Kapitalismus ebenso hinter sich lasse, wie dieser den Feudalismus übertroffen hatte, zum Zielpunkt der Geschichte. Freilich blieb der Begriff des Sozialismus in vielem unklar: Schon Marx war viel stärker in der Kritik als in den konstruktiven Entwürfen. 1917 begann in der Sowjetunion ein realer Versuch, die zweite Strategie zu verwirklichen. Dabei wurden nicht nur das Privateigentum an

Produktionsmitteln, sondern auch der Markt als Steuerungsmittel aufgehoben, während wirtschaftliches Wachstum und Industrialisierung in jeder Hinsicht forciert wurden. Im politischen System spielte Gewaltenteilung keine Rolle. Die Heftigkeit des Kalten Krieges sollte nicht übersehen lassen, daß trotz aller Differenzen die Ideologie (nicht notwendig die institutionelle Realität) des Sozialismus ihre Wurzeln in den modernen europäischen Ideen hatte. Über die meisten Ziele – Überwindung von Armut, Krankheit, Krieg, Herstellung von Gleichheit und Freiheit – waren sich die beiden Systeme mehr oder weniger einig; nur die Mittel blieben umstritten.

Der Zusammenbruch des Sozialismus könnte als indirekter Beweis dafür interpretiert werden, daß es in Wahrheit der real existierende Kapitalismus ist, der die letzte Stufe der menschlichen Geschichte darstellt, wie etwa Fukuyama unterstellt. Freilich setzte ein solcher «Beweis» ein bißchen zu einfach an; denn es könnte ja durchaus ein Drittes oder Viertes neben den beiden bisher die Welt dominierenden Hauptideologien geben, auch wenn es noch nicht real in Erscheinung getreten ist. Ja, der Verdacht ist nicht von der Hand zu weisen, daß das Ende des Sozialismus nicht so sehr ein Indiz für den endgültigen Triumph des sozialstaatlich gemilderten Kapitalismus, sondern ein Vorbote der Katastrophe des ganzen Projekts der Moderne ist: 1989 würde in dieser Perspektive 1789 nicht vollenden, sondern die damals begonnene Ära abschließen. Diese mögliche Interpretation sollte man jedenfalls im Auge behalten.

II.

Die immanenten Schwierigkeiten und Probleme des Modernisierungsprozesses werden noch näher untersucht werden. Hier geht es zunächst einmal um die Frage, inwieweit die europäische Entwicklung ein Vorbild für andere Länder gewesen ist, inwieweit sie dies überhaupt sein kann und inwieweit sie deren Entwicklung sogar erschwert. Es ist zunächst festzustellen, daß insbesondere die Superstruktur sich ausschließlich im modernen Europa entwickelt hat. Eine hochentwickelte Wissenschaft haben auch andere Kulturen – insbesondere die Griechen – gehabt; die technologischen Leistungen etwa der Chinesen sind achtungsgebietend. Aber die systematische Verbindung von Wissenschaft und Technik und erst recht dieser mit dem Kapitalismus ist eine neuuropäische Besonderheit. Unter anthropologisch-geschichtsphilosophischem Gesichtspunkt wird man zugeben müssen, daß diese Superstruktur das eigentlich Erklärungsbedürftige ist – keineswegs die Tatsache, daß sie anderen Kulturen fremd ist. Die Menschheit hat den weitaus größten Teil ihrer Existenz in Lebensformen verbracht, die von der Superstruktur weder bestimmt noch fähig waren, ihr Programm auch nur theoretisch zu fassen. Auch wenn jedem Menschen zunächst einmal die eigene Kultur das Selbstverständliche ist, kann daher – versucht man objektiv zu sein – kein Zweifel daran bestehen, daß wir modernen

Europäer das Merkwürdige, Anomale, Unnatürliche sind, keineswegs die traditionellen Kulturen. Und gerade deswegen ist es so verblüffend, daß eine, verglichen mit der Vergangenheit, so abseitige Kultur einen derartigen Machtvorsprung vor allen anderen Kulturen erringen konnte.

Immerhin könnte das moderne Europa die eigene Sonderstellung teleologisch mit dem Argument auszuzeichnen suchen, ihr sei die Herstellung dessen gelungen, was die Menschheit stets vergeblich erstrebt habe. Armut, Krankheit, Krieg werden von niemandem geliebt, ihre Überwindung scheint stets gewünscht worden zu sein. Aber nur der moderne Staat habe dies mit Hilfe der Superstruktur partiell auch geleistet, und daher sei das moderne Europa das Telos der ganzen menschlichen Geschichte. Dafür spräche auch der universalistische und formalistische Charakter der Moral des modernen Europa, die viel leichter an andere Kulturen zu vermitteln sei als traditionelle Moralen, die einander stets ausschlossen, während die europäische Moral gewissermaßen eine Metaebene einnehme. Von einem solchen teleologischen Selbstverständnis des modernen Europa her erklärt sich überhaupt die Bezeichnung «Dritte Welt», die aus zwei Gründen äußerst problematisch ist. Erstens ist mit dem Ende der Sowjetunion die Zweite Welt verschwunden; was übriggeblieben ist, sind nur Länder, die den Modernisierungsprozeß nach der Art Europas bewältigt, und solche, die ihn nicht bewältigt haben. Zweitens hat der Ausdruck «Dritte» (oder, wie man heute sagen müßte, «Zweite») Welt, von dem abwertenden Beigeschmack abgesehen, insofern etwas Mißliches, als unter ihm außerordentlich Heterogenes zusammengefaßt wurde. Diese Heterogenität betrifft einerseits die wirtschaftliche Dimension: Zwischen den ost- und südostasiatischen Schwellenländern, die das Niveau moderner Industriegesellschaften erreicht haben, und den Staaten Ostafrikas und der Sahelzone klafft ein ungeheurer Abstand, was das Bruttosozialprodukt pro Kopf und Jahr angeht. Andere Länder (etwa Brasilien) haben zwar ein relativ hohes Bruttosozialprodukt, das aber mit außerordentlichen Disparitäten in der Einkommensverteilung verbunden ist, über die das BSP, aber auch das BSP pro Kopf bekanntlich nichts aussagt. Der Reichtum der OPEC-Staaten basierte auf der Steigerung der Ölpreise und ist keineswegs immer in dauerhafte Investitionen umgesetzt worden.¹³ Andererseits ist an die kulturellen Differenzen zu erinnern. Brasiliens und Indiens Wirtschaftsordnungen haben gemeinsame Probleme, und doch ist die Auffassung nicht abwegig, Brasilien stehe Portugal nicht nur sprachlich und religiös, sondern auch in seinem Wesen näher als Indien. Ebenso haben Indien und China ganz unterschiedliche Kulturen. Dem Begriff der «Dritten Welt» ist daher durchaus vorzuwerfen, er abstrahiere von diesen Differenzen und hebe nur auf die Differenz zwischen dem modernen Europa und den nicht-europäischen Kulturen ab: Dritte Welt ist alles, was nicht modernes Europa ist; insofern sei der Begriff ein typisch eurozentrisches Konstrukt. In der Tat hat es trotz bescheidenster Ansätze einer gemeinsamen Organisation (Ban-

dungskonferenz, Blockfreienbewegung) eine kollektive Identität der Länder der Dritten Welt nie gegeben, schon weil die Interessen und auch die Werte etwa von Nepal und Senegal zu stark voneinander abweichen: Die Idee von der Dritten Welt war häufig nichts als ein Traum sensibler und kritischer Intellektueller der Ersten Welt.¹⁴ Zwar bleibt es weiterhin sinnvoll, darüber nachzudenken, ob nicht die Zusammenarbeit mancher armer Länder ihre Verhandlungsposition gegenüber der «Ersten Welt» gestärkt hätte und daher in ihrem wohlverstandenen Interesse gewesen wäre; spieltheoretische Überlegungen sprechen ebenso dafür wie etwa die Erfahrungen der Arbeiterbewegung. Aber die europäischen Arbeiter entstammten einer gemeinsamen Tradition und Kultur, was für die einzelnen armen Länder nicht zutrifft. Jedenfalls ist nüchtern festzustellen, daß es die Dritte Welt als gemeinsam handlungsfähiges Gebilde vermutlich nie gegeben hat und mit der Auflösung der bipolaren Weltordnung in noch geringerem Maße gibt als je zuvor, da nun jede Chance zerronnen ist, das Zünglein an der Waage zu spielen. Spannend ist immerhin die Frage, ob in Zukunft eher gemeinsame wirtschaftliche Interessen oder gemeinsame kulturelle Werte zur Zusammenarbeit führen werden.¹⁵ Werden etwa Japan bzw. die Bundesrepublik Deutschland versuchen, ihren schwächeren ost- und südostasiatischen bzw. ost- und südosteuropäischen Nachbarn bei der Entwicklung ihrer Wirtschaft zu helfen und eine regionale, kulturell-historisch gewachsene kollektive Identität aufzubauen? Oder werden Japan und die Bundesrepublik sich mit den USA zu einer Trilaterale zusammenschließen, die gemeinsame Interessen vertritt?

Die in den letzten Jahrzehnten geschehene Differenzierung der sogenannten Dritten Welt beweist wenigstens eines: Der Modernisierungsprozeß kann erfolgreich von anderen Kulturen vollzogen werden. Zwar ist die These nicht völlig unsinnig, die Superstruktur habe sich nur unter den sehr speziellen geistigen Voraussetzungen entwickeln können, die Anfang des 17. Jahrhunderts in Europa existierten. Aber das bedeutet keineswegs, daß sie, einmal entstanden, anderen Kulturen unzugänglich ist. Um ein banales, aber hilfreiches Beispiel anzuführen: Die Relativitätstheorie konnte 1905 nicht von dem durchschnittlichen Physikstudenten entwickelt werden – was keineswegs heißt, daß Albert Einstein der einzige war, der auf sie hätte kommen können; doch war jedenfalls eine ganz ungewöhnliche Begabung dafür erforderlich. Aber nachdem jene Theorie einmal von Einstein konzipiert worden war, wurde sie öffentliches Eigentum: Auch durchschnittlich begabte Studenten können sie verstehen, wenn auch vermutlich nicht alle Menschen. Analog möchte ich zwischen den Bedingungen der Begründung des modernen Entwicklungsgedankens und denjenigen seiner Übernahme unterscheiden. Mögen jene singulär gewesen sein – diese sind es, wie die Fakten belegen, sicher nicht. Aber damit ist nicht gesagt, daß sie universal sind – es mag durchaus Kulturen geben, die mit den Gedanken des Modernisierungsprozesses nicht kompatibel sind. Dies

ist um so wahrscheinlicher, als dieser Prozeß ein ziemlich umfangreiches Paket ist: Man kann z.B. ohne Rechtssicherheit kaum ein langfristiges Wirtschaftswachstum haben; Industrialisierung reicht dazu bei weitem nicht aus. Menschen, die Kulturen angehören, die den Begriff der Rechtssicherheit nicht kennen, stehen vor der Alternative, entweder ihre eigene Kultur umzuformen oder aber auf die Annehmlichkeiten des Modernisierungsprozesses zu verzichten. Die Wahl ist in der Tat außerordentlich hart; aber man hilft niemandem, wenn man etwa vorgibt, größerer Reichtum sei ohne Konkurrenzwirtschaft zu erzielen. Zwar mag es sehr wohl vernünftig sein, wenn man auf jenen verzichtet, weil der menschliche Preis für diese zu hoch sei; aber «to have the cake and eat it», wie man treffend im Englischen sagt, ist nicht möglich, und wer dies suggeriert, trägt nur zur Verunklarung der Alternativen bei.

Eine der wichtigsten Aufgaben einer vergleichenden Kulturwissenschaft mit entwicklungspolitischen Anwendungen scheint mir die umfassende Analyse jener Faktoren einer Kultur, die eine Übernahme des Modernisierungsprogramms teils erleichtern, teils erschweren; und das ist, trotz Webers großartiger Kultur- und Religionssoziologie, immer noch ein Desiderat. Es versteht sich, daß diese Faktoren keineswegs nur theoretische, intellektuelle Einstellungen umfassen: Man kann sehr wohl in der Lage sein zu verstehen, was ein Rechtsstaat ist, aber nicht nach seinen Prinzipien leben können. Gouvernanz läßt sich nicht allein, ja, nicht einmal primär durch Lehrbücher vermitteln. Die manifesten Vorteile des Modernisierungsprozesses sind leicht zu begreifen; und die meisten Menschen wünschen sie. Aber so zu leben, wie es erforderlich ist, um sie zu erringen, ist ein ganz anderes Problem; und daher sind volitive und emotionale Strukturen mindestens ebenso wichtige Bedingungen für die Übernahme des Modernisierungsprogramms wie kognitive. Die Begrenzung des Bevölkerungswachstums etwa ist bei bestimmten Werten nicht durchzusetzen. Insbesondere scheint der Kapitalismus ohne eine Fähigkeit zur innerweltlichen Askese sich nicht entfalten zu können – zu der ganz offenbar nicht nur der Protestantismus (und bestimmte Formen des Katholizismus), sondern auch Konfuzianismus, Shintoismus und Buddhismus zu erziehen vermögen, eher jedenfalls als z.B. der Hinduismus. Es ist kein Zufall, daß ich von den kulturellen Faktoren mit besonderem Nachdruck religiöse erwähne: Denn die Religion ist das Zentrum des Wertsystems einer Kultur.¹⁶ Um einige unmittelbar einleuchtende Beispiele zu nennen: Wer mit der Kategorie des Fortschritts nichts anzufangen weiß, sondern überall nur eine Wiederholung des Gleichen sieht, ja, wer gar die empirische Realität für Schein hält, wird schwerlich den Entwicklungsprozeß in Gang setzen können. Vom Gedanken der Ungleichheit bestimmte Religionen können für die Forderungen der Verteilungsgerechtigkeit kaum eine große Sensibilität besitzen. Neben religiösen Faktoren spielen politische Strukturen eine ungeheure Rolle, um die Herausbildung des modernen Staats zu erklären. In

einem System ohne Rechtssicherheit kann sich der Kapitalismus, der langfristige Planungen voraussetzt, nicht entfalten, und in denjenigen Gebieten, die von der «orientalischen Despotie»¹⁷ beherrscht wurden, ist eine solche Tradition nicht leicht aufzubauen. Umgekehrt scheint es eine plausible Hypothese zu sein, daß der japanische Feudalismus die Modernisierung des Landes begünstigt hat. Dies mag überraschen, wenn man an die marxistische Auffassung denkt, der Kapitalismus bestehe in einer Überwindung des Feudalismus als der vorhergehenden Durchgangsstufe aller Kulturen. Aber diese Auffassung ist falsch – bei weitem nicht alle Kulturen haben feudovasallitische Institutionen gekannt, allerdings auch nicht allein die Nachfolgestaaten des karolingischen Reiches, wie man bis zu Vico und Marx annahm. Japan ist einer der wenigen anderen Staaten, bei denen sinnvollerweise von Feudalismus gesprochen werden kann;¹⁸ und es ist unschwer zu erkennen, daß dieser weitaus eher zu unbedingter Loyalität gegenüber einem abstrakten Staat erziehen konnte als etwa soziale Ordnungen, die wie in Afrika sehr stark auf Verwandtschaftssystemen basieren. Japan gelang die Überwindung einer Stammes- und Sippenverfassung schon im 7. Jahrhundert mit der Taika-Reform, die offenbar der Nachahmung des chinesischen Reiches entsprang.

Damit ist ein weiterer Faktor genannt, der an Bedeutung nicht unterschätzt werden sollte: die Fähigkeit, andere Kulturen nachzuahmen. In der Tat ist es schwerlich ein Zufall, daß der erste nicht-europäische Staat, der den Modernisierungsprozeß erfolgreich bewältigte und schon fünfzig Jahre nach seiner Öffnung gegenüber dem modernen Europa eine europäische Großmacht militärisch schlagen konnte (wenn auch zugegebenermaßen die schwächste), keine Kultur hatte, die sich an Originalität mit der indischen oder der chinesischen messen konnte. Im Gegenteil: Die emsige, an Selbstverleugnung grenzende Bescheidenheit, mit der Japan in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Leistungen der Moderne auf dem Gebiet von Wissenschaft, Technik, Wirtschaft, Recht studierte und kopierte, paßt zu einem Land, das stets von anderen Kulturen zu lernen versucht hatte. Eine kreativere Kultur wäre dazu vielleicht zu stolz gewesen. In der Tat ist hiermit ein Punkt genannt, den viele derjenigen vernachlässigen, die die Entwicklungsproblematik letztlich auf die Nachahmung des europäischen Modells zurückführen wollen. Nach ihnen ist die Tatsache, daß es bereits entwickelte Staaten gibt, eine Erleichterung der Entwicklung anderer Staaten. Gewiß wird man einräumen, daß etwa Japan sich nie so schnell hätte entwickeln können, wenn es das europäische Vorbild nicht gegeben hätte. Gewiß kann man zugeben, ohne die britische Kolonialherrschaft wäre das Eisenbahnnetz in Indien nicht so gut. Und dennoch ist selbst im Falle Japans (um von den ehemaligen Kolonialländern zu schweigen) die Vermutung nicht abwegig, daß die Übernahme großer Teile des Projekts der Moderne nicht ohne schwere Nebenfolgen ablief, daß sie insbesondere Kompensationsmechanismen freisetzte, die eine der Ursachen für Japans

aggressiven Imperialismus der 1930er Jahre sein könnten. Was selbst für Japan gilt, trifft verstärkt auf viele andere Kulturen zu: Die Existenz schon entwickelter Staaten ist für sie eine schwere Demütigung. Thomas Mann läßt in der «Lotte in Weimar» Goethe ein chinesisches Sprichwort zitieren: «Der große Mann ist ein öffentliches Unglück.»¹⁹ Der Sinn dieses Satzes erschließt sich u. a., wenn man an die Verunsicherung des Selbstwertgefühls denkt, die jener bewirkt. Aber in noch viel größerem Maße gilt der Satz von Kulturen: Diejenige Kultur, die als erste par excellence entwickelt ist, ist ein globales Unglück. Denn es ist nicht ohne weiteres motivierend, wenn man den Eindruck hat, man könne vielleicht mit großer Anstrengung nach Jahrzehnten oder gar Jahrhunderten dorthin gelangen, wo sich andere schon seit langem befinden. M. E. liegt hier der tiefste Grund für die Attraktivität des marxistischen Paradigmas, die in Anbetracht seiner intellektuellen Dürftigkeit nur psychologisch erklärt werden kann. Der Marxismus bot den unterentwickelten Ländern die Perspektive, die entwickelten Länder nicht etwa erst langsam einholen zu müssen, sondern gleich überholen zu können. Es ist schwerlich ein Zufall, daß er besonders in den am wenigsten entwickelten Gebieten faszinierte und daß er in Europa nur in Rußland eine Chance erhielt, das nie das Entwicklungsniveau der westlichen Nachbarländer erreicht hatte.²⁰ Es bleibt allerdings seltsam, daß auch westliche Intellektuelle, die unter den unstrittig existierenden Nachteilen des modernen Kapitalismus litten, aber nie auf dessen Vorteile zu verzichten bereit gewesen wären, sich Hoffnungen machten, einem Lande wie Albanien oder Kuba könne das gelingen, was den westlichen Kulturnationen versagt geblieben war. Heute, nach dem Zusammenbruch dieser Ideologie, übernehmen zunehmend die mannigfachen religiösen Fundamentalismen (islamischer, jüdischer, Hindu-, Sikh-Fundamentalismus) die Funktion der Kompensation.²¹ Sie entwickeln sich zumal in jenen Ländern mit großer Heftigkeit, wo sich die an den Modernisierungsprozeß geknüpften Hoffnungen nicht erfüllt haben und gleichzeitig die eigene kulturelle Identität einen schweren Schaden erlitten hat. Vermutlich ist der islamische Fundamentalismus deswegen am stärksten, weil die islamische die Zwillingskultur der mittelalterlich-christlichen gewesen ist: Beide Kulturen sind auf eine monotheistische Religion gegründet, beide haben die griechische Kultur rezipiert. Aufgrund dieser Nähe ist der rasche Aufstieg des einen Zwillings und die Stagnation des anderen seit der frühen Neuzeit besonders verletzend. Es bedarf wenig prognostischer Fähigkeiten, um zu erkennen, daß die Fundamentalismen in den nächsten Jahrzehnten an Macht zunehmen und der Welt noch viel zu schaffen machen werden.

Allgemein übersehen diejenigen, die zum europäischen Entwicklungsmodell keine grundsätzliche Alternative erblicken, die Problematik der Interferenzerscheinungen, die sich aus dem Nebeneinander der verschiedenen entwickelten Kulturen ergeben. So haben diejenigen, die die Probleme mancher Entwicklungsländer für hausgemacht halten, sicher recht, wenn

sie auf Gouvernanzdefizite verweisen. Insbesondere ist die Korruption der Eliten vieler dieser Länder eine wichtige Ursache für mangelnde Entwicklung. Zwar wäre es naiv zu behaupten, alle Länder, die ein beachtliches wirtschaftliches Wachstum aufzuweisen haben, seien frei von Korruption. Aber es kommt auf deren Ausmaß an, das ab einem gewissen Niveau vollständig demoralisierend wirkt. Doch so schlimm die Folgen von Korruption sind: Auch sie hat ihre Ursachen, und ohne Zweifel ist der Wille, den Lebensstil des Westens nachzuahmen, den man etwa während des Studiums im Ausland kennengelernt hat, eine der entscheidenden. Die mangelnde Identifikation vieler derartiger Eliten mit ihrem eigenen Volk resultiert teils aus der Faszination, die die westliche Lebensform auf sie ausübt, teils aus der Entzauberung, die die Werte ihrer eigenen Kultur durch den westlichen Einfluß (etwa den Massentourismus) erleiden. Zu den Widersprüchen der menschlichen Seele gehört, daß nicht selten diejenigen Politiker von Entwicklungsländern, die gestohlene Gelder auf westlichen Konten horten und ihre Identität aus dem Besitz westlicher Luxusgüter beziehen, sich der heftigsten antiwestlichen Propaganda befleißigen. Es wäre falsch, darin nur den kalten strategischen Einsatz einer Waffe zu sehen, mit der man im eigenen Land die Macht bewahren möchte. Viele dieser korrupten Eliten hassen den Westen subjektiv ehrlich – weil sie spüren, daß er ihren moralischen Zustand verursacht hat, für den sie unbewußt Verachtung empfinden. Ihr Haß ist die einzige Weise, mit der sie ihren Selbsthaß überwinden können. – Aber auch real setzt ein großer Teil dieser Korruption die Existenz schon entwickelter Staaten voraus. Wer im letzten Jahrhundert bestimmte Güter konsumieren wollte, mußte sie zuerst produzieren, weil es sie noch nicht gab. Wenn er nicht selbst ein hart arbeitender dynamischer Unternehmer wurde, hatte er keine Aussicht auf Befriedigung seiner Wünsche. Korrupte Eliten von Entwicklungsländern brauchen hingegen selber nichts zu produzieren – sie brauchen nur Primärgüter zu exportieren²² bzw. den größten Teil der Entwicklungshilfe zu kassieren, die durch ihre Hände läuft. Daß die Korruption von den westlichen Ländern teils hingenommen, teils, wie die Erzeugung unsinniger Bedürfnisse, sogar gefördert wurde, weil sie kurzfristig deren wirtschaftliche Macht steigert, ist offenkundig. Natürlich profitieren die Schweiz und andere Staaten von den in ihnen angelegten Geldern. Während im achtzehnten Jahrhundert der französische Kapitalist sein Geld nicht im Kongo anlegen konnte, besteht die umgekehrte Möglichkeit für Mobutu durchaus. – Auch das Braindrain als ein Sonderfall von Kapitalflucht gehört hierher. Das Phänomen ist nur möglich, weil das Leben und die Verdienstmöglichkeiten in den schon entwickelten Staaten bedeutend attraktiver sind als in den unterentwickelten. Ich will damit nicht sagen, daß etwa der begabte indische Intellektuelle stets unmoralisch handelt, wenn er in den USA zu bleiben sucht: Es kann wirklich sein, daß er in den USA mehr für die Menschheit zu leisten vermag als in Indien. Aber das

ändert nichts daran, daß das Braindrain für unterentwickelte Länder eine Belastung, für die entwickelten Länder, die weniger qualifizierte Bewerber aus den ärmeren Ländern energisch zurückweisen, ein Vorteil ist. – Es wäre absurd, den säkularen Haß, der sich zwischen vielen unterentwickelten Ländern findet, primär für eine Folge der westlichen Kolonialisierung zu halten, die ihn freilich gelegentlich geschürt hat. Aber sicher kann dieser Haß durch die modernen Waffen zu weitaus schlimmeren Folgen führen als in der traditionellen Welt. Die Bereitschaft, auf Gewalt Verzicht zu leisten und sich dem Souverän zu unterwerfen, ist auch in Europa Resultat eines langen und mühsamen Prozesses gewesen, der für das Gelingen von Entwicklung zentral war. Europa kann sich freilich glücklich preisen, daß es damals noch nicht über jene Waffen verfügte, die eines der verhängnisvollsten Resultate der Modernisierung sind. – Die Verschwendung natürlicher Ressourcen, die man als gemeinsames Eigentum der Menschheit bezeichnen muß, der Export etwa von Müll, allgemein die Externalisierung der Kosten der Umweltzerstörung auf die schwächeren Länder sind nur möglich, weil es schon entwickelte Länder gibt. Hier darf man unbedenklich von Ausbeutung reden. – Nicht ohne Unbehagen will ich schließlich die Tatsache nennen, daß der Westen manchmal auch dadurch negative Wirkungen ausübt, daß er positive, hochentwickelte politische Institutionen besitzt, die er selber nur nach einer langen Vorbereitungszeit einführen konnte, die aber auf andere Staaten außerordentlich anziehend wirken. In der westlichen Entwicklung war die Demokratie der letzte Schritt, dem die Ausbildung von Rechtsstaatlichkeit durch eine verantwortliche Elite vorausging. Da Demokratie nur dann funktionieren kann, wenn bestimmte reale Bedingungen wie ein gewisser Bildungsgrad der Bevölkerung gegeben sind, mag es verhängnisvoll sein, auf ihre Einführung zu drängen, wenn das noch nicht der Fall ist.²³ Es bleibt auffällig, daß sämtliche ost- und südostasienischen Länder, die zu Industriegesellschaften aufgestiegen sind, eine Phase durchschritten haben, in der sie keine Demokratien waren, während die Erfolge Indiens, aber auch mehrerer lateinamerikanischer Demokratien, auch und gerade was die Verteilungsgerechtigkeit betrifft, bescheiden sind. Vermutlich hat Eric Voegelin recht, wenn er schreibt: «Die Außenpolitik der westlichen Demokratien ist an den internationalen Wirren mitschuldig durch ihr aufrichtiges, aber naives Bemühen, die Übel der Welt zu heilen durch die Ausdehnung repräsentativer Institutionen im deskriptiven Sinn auf Länder, denen die existentiellen Voraussetzungen für sein Funktionieren noch fehlen.»²⁴ Damit ist keineswegs bestritten, daß Demokratie zu Entwicklung im vollen Sinne dazugehört, aber eben als deren Vollendung an den Schluß. Gewiß ist eine korrupte Demokratie besser als eine korrupte Diktatur, aber aufgeklärte Entwicklungsdiktaturen sind vielleicht ein notwendiger Durchgangsschritt, dessen Aufgabe, wie in Südkorea, darin besteht, sich selbst überflüssig zu machen.

Die vorangegangenen Überlegungen stellen einen Kompromiß zwischen Internalisten und Externalisten dar, also denjenigen, die das Elend vieler Entwicklungsländer auf innere, und denjenigen, die es auf äußere Ursachen zurückführen. Wer sich in der Individualpsychologie mit dem fundamentalen Attributionsfehler befaßt hat,²⁵ weiß, daß Menschen bei der Beurteilung des Verhaltens anderer dazu tendieren, dieses internen Faktoren zuzuschreiben, während sie eigene Handlungen gerne auf externe Faktoren zurückführen. Es wird daher schwerlich überraschen, daß genau dies auch in der Debatte über die Ursachen der Unterentwicklung stattfindet: Die meisten Intellektuellen der unterentwickelten Länder sind Externalisten, verweisen etwa auf die Rahmenbedingungen des Weltmarktes, während in den entwickelten Ländern die Tendenz zu einer internalistischen Beantwortung der Frage wächst.²⁶ Meines Erachtens muß die erste Schicht der Antwort in der Tat internalistisch sein. Entwicklungsfeindliche Mentalitäten ganzer Bevölkerungen, miserable Verfassungen, korrupte Regierungen erklären viele Probleme der unterentwickelten Länder. Wer die Unterschiede zwischen der Entwicklung Südkoreas und etwa Indiens nach 1945 begreiflich machen will, kann schwerlich primär auf den Weltmarkt oder auf die Kolonialzeit zurückgreifen – die Japaner waren keine besseren Kolonialherren als die Briten. Die Antwort wird lauten müssen: Die koreanische Kultur ist einerseits leichter kompatibel mit den Erfordernissen des Modernisierungsprozesses; die südkoreanische Regierung hat andererseits eine verantwortungsvollere Wirtschaftspolitik geführt. Und doch wird man auf einer zweiten Ebene zugeben, daß manche der internen Ursachen von Unterentwicklung durch die oben genannten externen Faktoren verschärft worden sind, zu denen paradoxerweise gerade der Erfolg der entwickelten Länder gehört.²⁷

III.

Wie ist der Entwicklungsprozeß zu bewerten? Gegen diese Frage können drei Einwände formuliert werden. Erstens stellt sich das Problem, auf der Grundlage welchen Bewertungssystems sie überhaupt beantwortet werden soll. Auf der Grundlage des europäischen? Damit scheint die Antwort schon zugunsten des Entwicklungsprozesses präjudiziert zu sein. Zweitens erscheint es naiv, eine einfache Antwort auf eine so komplexe Frage zu erhoffen; und wenn es drittens gelingen sollte, in der Bewertung die positiven von den negativen Seiten zu trennen, ist immer noch nicht gesagt, daß man diese Scheidung auch in der Wirklichkeit vornehmen kann. Um mit dem ersten Punkt zu beginnen, so setzt jede interkulturelle Ethik die Möglichkeit eines – nicht notwendig genetisch, aber doch geltungstheoretisch – kulturinvarianten Maßstabes voraus; ansonsten gibt es nur Machtkämpfe zwischen Kulturen. Mir scheint nun allein der Universalismus eine solche Grundlage abgeben zu können, eben weil er alle Menschen für gleichberechtigt hält (nicht notwendig für gleich) und daher allgemeine Menschen-

rechte fordert. Zwar ist die genaue Bestimmung der Menschenrechte durchaus kontrovers; aber wenigstens ist der Universalismus ein Ausgangspunkt, der nicht strittig sein sollte. Seine Infragestellung ist jedenfalls nicht im Sinne der schwächeren Kulturen, deren Eliten daher dringend zu empfehlen ist, sich eher auf Kant als auf die gegenwärtige postmoderne Woge zu berufen.²⁸ Zudem sollte man nicht vergessen, daß spätestens seit der Aufklärung zu Europa eine beachtliche selbstkritische Kompetenz gehört; besinnt sich Europa wirklich auf die eigenen Traditionen, wird es kritischer zu sich selbst stehen, als wenn es die Bedingungen der Möglichkeit rationaler Kritik über Bord wirft. – Zweitens ist zuzugeben, daß man den Entwicklungsprozeß, etwa nach Absichten und Nebenfolgen, auseinandernehmen muß und daß daher nicht mit einer Schwarz-Weiß-Antwort zu rechnen ist. Aber warum die Ethik sich darauf beschränken sollte, ist rätselhaft. – Schließlich ist es in der Tat so, daß komplexe Gebilde häufig gute und schlechte Seiten haben, die in der Realität nicht zu trennen sind: Man kann zwar theoretisch gleichzeitig gegen Armut, gegen Wachstum und gegen Umverteilung sein, aber darauf läßt sich keine Politik gründen – jedenfalls solange man nicht über komparative moralische Begriffe verfügt, die erlauben festzustellen, welches unter verschiedenen Gütern besser, was unter verschiedenen negativen Dingen schlechter ist.

Die Leistungen des Modernisierungsprozesses liegen auf der Hand. Auch wenn er, wie Machiavelli und Mandeville richtig erkannt haben, zum Teil von Individuen vorangetrieben wurde, die mehr an sich als an die anderen dachten, ist es ihm doch gelungen, für eine Großzahl von Menschen eine Reihe von Gütern zu verwirklichen, die moralisch bedeutsam sind. Als grundlegendes Gut ist das Leben zu nennen. Dank der modernen Wissenschaft und Technik können mehr Menschen leben und außerdem durchschnittlich länger. Der Hunger ist im Inneren der entwickelten Länder kein Problem mehr; viele Krankheiten sind besiegt oder zurückgedrängt worden. Daß dabei andere Krankheiten zugenommen haben, die vorher weniger Chancen hatten, weil die Menschen früher starben, kann kaum verwundern. Der souveräne Staat hat, außer im Kriegsfall, die Gewalt gemindert und als Sozialstaat die Unwägbarkeiten des Lebens eingeschränkt: Berechenbarkeit und Sicherheit haben zugenommen. Ohne Zweifel ist die Lebenserwartung einer der moralisch relevantesten Indikatoren für Entwicklung²⁹ – weitaus mehr als das BSP pro Kopf und Jahr, und zwar nicht nur weil dieses, aber nicht jene mit den größten Ungleichheiten verträglich ist, sondern auch weil Leben ein grundlegendes Gut ist als Eigentum. (Es kann daher nicht anders als positiv verbucht werden, daß etwa in China trotz seiner \$ 399 BSP pro Kopf eine erstaunlich hohe Lebenserwartung herrscht – der männliche Chinese hatte schon 1991 eine um vier Jahre höhere Lebenserwartung als der Russe.³⁰ In Costa Rica mit einem pro capite-BSP von \$ 1810 ist die Lebenserwartung der Männer sogar um ein Jahr länger als in Deutschland mit einem pro capite-BSP von

§ 24 120.) Ähnlich bedeutsam sind ferner die Zahlen für die Kindersterblichkeit. Da die Überwindung physischer Leiden, selbst wenn sie nicht lebensgefährdend sind, sicher positiv ist, wird man allgemein den Ausbau des Gesundheitswesens berücksichtigen müssen. – Mit weitem Abstand folgt auf das Leben das Eigentum als jenes Gut, das, *ceteris paribus*, Freiheitsräume zu erweitern vermag. Es wäre töricht, seine Bedeutung zu leugnen. Aber es ist aus drei Gründen geradezu grotesk, wenn das BSP als wichtigster Entwicklungsindikator vergötzt wird. Erstens ist ab einem gewissen Niveau Reichtum eine Last: Die Befriedigung von Bedürfnissen, die weder natürlich noch geistig sind, macht einen Menschen weder glücklicher noch moralisch besser, ja, der demonstrative Konsum³¹ ist ein untrügliches Zeichen einer unreifen, nicht-autonomen, letztlich verächtlichen Persönlichkeit. Zweitens gehen in das BSP auch die sogenannten defensiven Kosten ein; und warum Verkehrsunfälle, die das BSP steigern, positiv bewertet werden sollten, ist nicht so leicht einzusehen. Drittens ist erneut zu erwähnen, daß ein hohes pro capite-BSP furchtbarstes Elend einzelner und damit die Verletzung elementarer Gerechtigkeitsprinzipien nicht ausschließt. – Immerhin wird man zugeben, daß ein universalistischer Gerechtigkeitsbegriff eine der weiteren großen Leistungen des Modernisierungsprozesses gewesen ist, wenn sich auch bei weitem nicht alle Länder, die Wachstum forciert haben, um Gleichheit bemüht haben. Legt man die Prinzipien von Rawls' Gerechtigkeitstheorie zugrunde,³² wird man Ungleichheiten nur dann legitimieren können, wenn sie auf Dauer die Lage der am schlechtesten Gestellten verbessern. Bei einigen, nicht bei allen Formen des Kapitalismus ist das der Fall gewesen; nur jene, nicht diese sind moralisch legitimiert. Entscheidend bleibt, wieweit es der staatlichen Wirtschaftspolitik gelingt, Durchsickerungseffekte durchzusetzen. – Die Gleichheit betrifft nicht nur die Verteilung materieller Güter und den Zugang zum Gesundheitswesen. Auch Bildung hat einen hohen intrinsischen Wert (unabhängig von ihrem Nutzen); und darüber sagt die Alphabetisierungsrate einiges aus.³³ – Da unbegründete und willkürliche Ungleichbehandlungen (z.B. aufgrund rassistischer, religiöser, Geschlechtsdifferenzen) auch dann für die eigene Selbstachtung verletzend sind, wenn sie Kleinigkeiten betreffen, liegt es auf der Hand, daß Rechtssicherheit und Gesetzesherrschaft, Schutz vor staatlicher Willkür, staatliche Garantie der Abwehr-, aber auch gewisser Anspruchsrechte jedes einzelnen, staatliche Mit Hilfe bei der Überwindung gesellschaftlicher Strukturen, die Ungleichheiten begünstigen, einen hohen moralischen Wert haben – ganz unabhängig von der Tatsache, daß ohne sie jene oben erwähnten Güter kaum verwirklicht werden können. Ihr Wert ist höher als derjenige von Reichtum, konkurriert aber mit dem des Lebens auf komplexe, hier nicht zu lösende Weise. Konkret heißt das, daß ein armer liberaler Staat, der jedem ein Existenzminimum garantiert, einer Despotie mit allgemeinem Reichtum vorzuziehen wäre, während ich im Falle eines liberalen Staates, der jene

Bedingung nicht erfüllt, zögere. Wer nicht wüßte, daß er in die indische Oberschicht hineingeboren würde, hätte wahrlich große Schwierigkeiten bei der Wahl von China oder Indien als Geburtsland.³⁴ Politische Partizipationsrechte sind ebenfalls ein wichtiger Indikator für vollendete Entwicklung; doch würde ich daran festhalten, daß er, weil er andere voraussetzt, um segensreich zu wirken, anderen untergeordnet ist. Es versteht sich, daß ich hier von dem intrinsischen Wert der einzelnen Güter rede; sie können zudem einen extrinsischen Wert haben. So mag die Demokratie unter bestimmten Bedingungen erforderlich sein, um eine vernünftige Wirtschaftspolitik zustande zu bringen: Doch ist ein solcher Satz empirischer, nicht normativer Natur.

Was sind die negativen Seiten von Entwicklung? Soweit ich sehe, kann man zwei Ebenen unterscheiden. Einerseits ist an die äußeren negativen Nebenfolgen zu erinnern, die der Entwicklungsprozeß zeitigt. Diese lassen sich im wesentlichen nach drei Gesichtspunkten ordnen. Erstens ist die ökologische Frage zu nennen. Die Zunahme der Weltbevölkerung, insbesondere aber der Bedürfnisse ihres reichen Teils und der dazu erforderlichen Produktion haben zur Vernichtung vieler tierischer und pflanzlicher Arten sowie zu bleibenden Schädigungen von Ökosystemen geführt, die das Überleben kommender Generationen in Frage stellen. Es mag sein, daß die Ausweitung des menschlichen Lebens, die der Modernisierungsprozeß ermöglicht hat, in einer globalen Katastrophe endet, die furchtbarer als alles ist, was es bisher gegeben hat, und die ohne jeden Zweifel nicht nur ein objektives Übel, sondern moralisch zurechenbar wäre. Daß es trotz des abnehmenden Grenznutzens von Geld nicht gelungen ist, in den reichen Ländern von der Wachstumsideologie Abschied zu nehmen, ist einer der beschämendsten Aspekte der Moderne, auch wenn jener Abschied wegen der Zinsproblematik und wegen der mit ihm erforderlich werdenden Umverteilung von Arbeit objektiv schwierig ist. Aber der entscheidende Grund für die Unfähigkeit der entwickelten Welt, das moralisch Gebotene durchzusetzen, ist, daß ein Menschentyp, der nichts mehr *ist*, sich nur über das Haben, und zwar über das Mehr-Haben, zu definieren vermag.³⁵ – Zweitens ist auf das Scheitern des Modernisierungsprozesses in vielen unterentwickelten Ländern zu verweisen. Daß dieses, zusammen mit einem durch die moderne Medizin ermöglichten Bevölkerungswachstum und der gestörten Identitätsproblematik, zu einer globalen Gewaltexplosion führen wird, der die Geschichte nichts Gleiches an die Seite zu stellen hat, ist nicht unwahrscheinlich. Nun könnte man sagen, für das Scheitern der Modernisierung seien doch die entwickelten Länder nicht verantwortlich zu machen. Darauf ist zu entgegnen, daß die globale Ausbreitung der Modernisierung und ihre Interferenz in andere Kulturen wesensnotwendig zu ihrem Programm zählte. – Drittens gehört zu den wissenschaftlich-technischen Erfolgen der Moderne auch der Bau von Waffen, deren Zerstörungspotential den ganzen Globus zu erfassen vermag. Es ist bisher

nicht gelungen, internationale Institutionen mit realem Gewaltmonopol aufzubauen, ja, auch nur die Proliferation jener Waffen wirklich zu unterbinden, und der Zerfall der Sowjetunion hat diese Perspektive, die sich von 1986–1991 andeutete, zunichte werden lassen.

Doch selbst wenn sich in einem ökologisch-sozial-malthusianischen Universalstaat die genannten drei Probleme überwinden ließen, bliebe immer noch ein tiefes Unbehagen. Um Wittgenstein abzuwandeln: Man hätte damit nur gezeigt, wie wenig damit getan ist, daß die Probleme gelöst sind. Um diesen Gedanken nachzuvollziehen, der vielen frevlerisch erscheinen mag, ist eine längere Reise in sogenannte unterentwickelte Länder dringend zu empfehlen, allerdings nur wenn sie mit konkreter Verantwortung verbunden ist – sonst wird sie voyeuristisch. Dem Kulturschock bei der Ankunft in derartigen Ländern folgt fast immer ein zweiter bei der Rückkehr, der bei sensiblen Menschen dem ersten nicht nachsteht. Zum Teil kann diesen Kulturschock auch die Lektüre von A. Huxleys brillanter negativer Utopie «Brave New World» ersetzen, an die Orwells «1984» überhaupt nicht heranreicht. Beide Erfahrungen haben etwas Gemeinsames: In beiden Fällen bewegt man sich von einer weniger entwickelten auf eine entwickeltere Kultur zu (von einem sogenannten Entwicklungsland auf die unsere, von der unseren auf ihre wahrscheinliche Fortsetzung). Dabei erkennt man das, was einem bei dem gewöhnlichen Leben in dieser Umgebung gar nicht auffallen kann, nämlich die menschlichen Kosten von Entwicklung. Gewiß werden moralisch objektiv-wünschenswerte Güter im Laufe des Entwicklungsprozesses reichlicher produziert. Aber das Subjektiv-Moralische einschließlich des Heroischen, das die frühere Not erzwang, schwindet in einem unheimlichen Maße; der Grenzwert der Entwicklung ist der seine Lust maximierende, sozial angepaßte Schemen von Huxleys Roman, der alles Negative überwunden oder verdrängt hat. Gewiß ist der Tod ein Übel – aber ohne Todesbewußtsein wäre es kaum zu Selbstbewußtsein gekommen, und ein Leben ohne die Perspektive auf den Tod ist nicht mehr menschliches, sondern tierisches Leben. Sicher ist Alphabetisierung wünschenswert – aber als Mittel zu geistiger und moralischer Bildung; und dem ohne jeden Bezug auf sein eigenes Selbst Informationen sammelnden Gelehrten ist die kraftvolle analphabetische Persönlichkeit vorzuziehen. Wer wollte den Wert von Mobilität bestreiten? Aber man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß Kant einen tieferen Blick in die Welt geworfen hat als der deutsche Tourist auf den Malediven. Wer wollte in bitterer Armut leben? Doch Luxus verkraften nur sehr wenige Menschen, ohne kulturell zu erschlaffen oder persönlich zu verhärten. Wie kann man ohne langfristige Planung komplexe Probleme lösen? Schade, daß dabei häufig der emotionale Reichtum austrocknet. Wer hätte etwas gegen die Vergrößerung individueller Freiheitsräume zu sagen – wenn sie nur nicht die Fähigkeit vernichteten, in sinnerfüllten Gemeinschaften zu wirken und stabile Tugenden zu entwickeln. Ganz allgemein hat der Mo-

dernisierungsprozeß das Gefühl für übergreifende Sinnzusammenhänge und damit die wichtigste Quelle persönlicher Ausgeglichenheit schrumpfen lassen; mit der Entwicklung der Fähigkeit, die Welt nach eigenem Willen zu verändern, verkümmert die Bereitschaft, das Unabwendbare mit Würde, ruhig und gelassen, vielleicht sogar dankbar hinzunehmen. Ob die Menschen in entwickelten Ländern durch ihre höhere Lebenserwartung und die Freiheit von Hunger und Krieg auch glücklicher geworden sind, lassen die Selbstmordzahlen, die Drogentoten, die seelischen Krankheiten, die innergesellschaftliche Gereiztheit durchaus bezweifeln – um von dem Eindruck zu abstrahieren, den der Gesichtsausdruck vermittelt. Daß all die genannten Erscheinungen eine innere Leere und Einsamkeit entstehen lassen, aus der eine Aggressivität erwachsen kann, die die Gesellschaft bis in ihre Grundfesten gefährdet, ist unschwer zu sehen.

Wie also ist der Modernisierungsprozeß zu bewerten? Die Antwort ist insofern einfach, als es zu ihm heute keine Alternative mehr gibt: Selbst wenn man zu dem Ergebnis käme, das Abenteuer, das das moderne Europa dem ganzen Globus aufgezwungen hat, hätte man damals, bei nüchterner Abschätzung der Risiken, besser unterlassen, ist heute eine Rückkehr gar nicht mehr möglich.³⁶ Ja, man kann auf der Grundlage des Universalismus nicht bestreiten, daß Länder, in denen etwa noch eine große Kindersterblichkeit oder eine geringe Lebenserwartung besteht, ein Recht haben, sich zu entwickeln. Kulturmüdigkeit wird dann unerträglich, wenn sie sich auf weichen Kissen ausruht und nie bereit wäre, mit jenen zu tauschen, die sich, wenn auch vielleicht zu Unrecht, nach dem entwickelteren Zustand sehnen. Allerdings ist es klar, daß alles getan werden muß, um die oben genannten negativen Konsequenzen abzuwenden. So besteht eine kategorische Pflicht, die Umweltzerstörung einzudämmen, und dies wird schwerlich möglich sein ohne eine Abkehr vom unqualifizierten Wachstumsprinzip und ohne eine grundsätzliche ökologische Steuerreform (die die Bedeutung marktförmiger Instrumente nicht beseitigen darf). Nicht minder wichtig bleibt es zu prüfen, was gegen die moralische Verkümmern des Menschen getan werden kann. Es ist nicht ausgeschlossen, daß es den Fundamentalismen gelingen könnte, sich mit den vernünftigen Seiten des Modernisierungsprozesses zu versöhnen und zugleich ein Gegengift gegen die genannte Umwandlung des Menschen zu finden. Denn ohne eine Identifikation mit etwas, das sein materielles Wohl transzendiert, kann der Mensch weder glücklich noch würdig werden. Entscheidend ist freilich, daß sich jene religiösen Bewegungen vom Haß – aufeinander und auf den Modernisierungsprozeß – zu befreien vermögen.

IV.

Aus dem Gesagten folgt, daß die erste Aufgabe der Entwicklungspolitik – bei den entwickelten Ländern selbst beginnt. Das Büro des Regierungschefs sollte Entwicklungshilfeministerium heißen und die Aktivitäten der einzelnen Ressorts auf die Herstellung einer dauerhaften Entwicklung hin koordinieren. Allerdings ist, wie schon gesagt, dies ohne tiefgehende Veränderungen im Wertsystem des modernen Europäers nicht möglich; und diese Veränderungen kann der Staat durch eine vernünftige Bildungs- und Wissenschaftspolitik vielleicht begünstigen, aber sicher nicht forcieren. Ungeheuer viel wäre ferner erreicht, wenn einige Entwicklungsländer die Ideologie des unbegrenzten Wachstums als lächerlich durchschauten. Die Abkehr von den Fehlentwicklungen des westlichen Modells könnte ihr Selbstwertgefühl bedeutend steigern, weil es ihnen gelungen wäre, selbstständig eine richtige Einsicht zu erringen und vielleicht sogar der Welt den Weg zu weisen. (Darin lag die formale Bedeutung des Gandhismus, auch wenn nicht alle seine materialen Ideen richtig waren.) Gelänge es einem Entwicklungsland, jene Abkehr in seiner Wirtschaftspolitik durchzusetzen, könnte es weitaus eher darauf Anspruch erheben, der Welt den Weg zu dauerhafter Entwicklung genießen zu haben, als dies Europa bisher getan hat. Vielleicht sind grundbedürfnisorientierte Entwicklungsländer wie z.B. Costa Rica dem Niveau, auf dem sich die Menschheit einpendeln muß, wenn sie überleben will, näher als die USA oder Deutschland; sie wären dann durchaus als entwickelter (in einem normativen Sinne) zu bezeichnen. Anpassung an die kulturelle Umwelt, die die entwickelten Staaten ausmachen, darf nicht auf Kosten der Anpassung an die Natur gehen, die die letzte und umfassende Umwelt ist.

Zur Beförderung dieses Prozesses ist eine Rückbesinnung auf eigene Werte und Möglichkeiten vernünftig und legitim, und es ist schamlos, wenn entwickelte Länder den Export ihrer erbärmlichsten wirtschaftlichen und kulturellen Produkte in diese Länder im Namen der Menschenrechte durchzusetzen suchen.³⁷ Eine stark auf die eigenen Traditionen und Fähigkeiten zentrierte Entwicklung ist das Erfolgsgeheimnis der europäischen und der südostasiatischen Länder gewesen. Jedenfalls ist es äußerst ungerrecht, daß der Abbau protektionistischer Handelshemmnisse in der Wirklichkeit oft nur in eine Richtung verläuft: Die entwickelten Länder überspülen viele Entwicklungsländer mit Waren, die eine gesunde Entfaltung ihrer Wirtschaft erschweren, machen aber den Import von deren Gütern faktisch unmöglich. Daß ein Großteil der Entwicklungshilfe de facto nur der Unterstützung der eigenen Exporte diene und die Korruption beförderte, liegt auf der Hand. Gewiß ist es nicht minder im Interesse der lokalen Eliten als in demjenigen der Entwicklungshilfe leistenden Länder gewesen, daß man lange unsinnige Großprojekte gefördert hat; und da

man für das eigene Volk eine größere Verantwortung trägt als für andere, besteht kaum ein Zweifel daran, daß die moralische Schuld korrupter lokaler Eliten größer ist als diejenige ihrer ausländischen Partner (jedenfalls wenn man gleiches Wissen und gleiche psychische Stabilität unterstellt). Aber auch diese bleibt beträchtlich, wenn sie z.B. Kredite gewährten, von denen klar war, daß sie auf vernünftige Weise gar nicht eingesetzt werden konnten, sondern in unangebrachten Prestigeprojekten und auf Auslandskonten verschwinden würden. Der Hehler ist (fast) so schlimm wie der Stehler. Besser wäre es, bestimmte Formen der Kooperation zu unterlassen, als den Status quo bei Steigerung der Entwicklungshilfe fortzusetzen. Kapitalflucht in die eigenen Länder zu erschweren, wäre z.B. hilfreich – auch wenn dieses zugegebenermaßen sehr schwierige Problem nur international gelöst werden kann. Für jede abgeworbene Begabung dem Land, dem sie verlorengegangen ist, die Ausbildung anderer Menschen zu finanzieren, schiene mir ein elementares Gebot der Gerechtigkeit.

Eine Neuorientierung in der Entwicklungspolitik setzt eine genaue Analyse ihres bisherigen Scheiterns in vielen Ländern voraus. Diese Analyse wird vielen lokalen Eliten unangenehm sein; und es bedarf wenig Scharfsinns, um vorauszusehen, daß sie sich mit Klagen über den westlichen Imperialismus dagegen wehren werden. Hier eisern zu bleiben, ist moralische Pflicht; und jene Tiermondisten, die sich zu den nützlichen Idioten derartiger Machthaber hergeben, verraten in Wahrheit die Interessen der Ärmsten der Welt, die durch ihre Regierungen keineswegs immer repräsentiert werden. Manchmal ist der Abbruch staatlicher Entwicklungshilfe besser als ihre Fortsetzung. Bei der Ausbildung von Führungskräften, die am besten in ihrem eigenen Land geschieht, weil dies erstens billiger ist und zweitens die Versuchungen der Begegnung mit dem «entwickelten» Lebensstil mindert, ist auf moralische Integrität nicht minder zu achten als auf fachliche Begabung.

Dennoch bin ich der Ansicht, daß bedeutende Transferleistungen von den reichen in die armen Länder moralische Pflicht sind. Nach den Rawlschen Prinzipien ist klar, an wen sie gehen müssen: an die Ärmsten, und zwar notfalls an ihren Regierungen vorbei. Gewiß ist auch hier Hilfe zur Selbsthilfe allen anderen Möglichkeiten vorzuziehen. Aber das Problem ist, daß dies nicht immer möglich ist. Menzel schreibt vollkommen zu Recht im Hinblick auf eine beträchtliche Anzahl von Ländern: «Die Alternative lautet dort nicht, einem Hungrigen einen Fisch zu geben und ihn einmal satt zu machen oder ihn Fischen zu lehren, damit er nie mehr hungert, sondern, da es die Fische gar nicht mehr gibt bzw. er gar keine Gelegenheit zum Fischen mehr hat, ihm bis auf weiteres jeden Tag einen Fisch zu geben.»³⁸ Menzel argumentiert von der Entwicklung des Sozialstaates her, der bei uns auch einen Teil der Bevölkerung alimentiert, der selber zum BSP nichts beiträgt. In der Tat ist auf der Grundlage einer universalistischen Ethik nicht ohne weiteres einzusehen, warum der Sozial-

staat auf die eigene Nation beschränkt sein sollte. Zwar ist die Verbindung von Nationalismus und Sozialismus (im Sinne von Sozialstaatlichkeit) das Wesen fast aller entwickelten Länder der Gegenwart;³⁹ aber die Erinnerung an jene Bewegung, die die Vereinigung beider Begriffe zum Programm erhob, dürfte genügen, um Zweifel zu wecken, ob die nationale Beschränkung sozialstaatlicher Ideen moralisch richtig ist. Daß eine solche Ausweitung ohne Umverteilungen nicht möglich ist, versteht sich; ebenso, daß auch diejenigen werden abgeben müssen, die bei uns zu den Ärmern gehören, aber verglichen mit der Bevölkerung Afrikas ein Leben in Luxus führen. Denn es bleibt vor der praktischen Vernunft ein Skandal, daß etwa bei uns Menschen, die aus welchen Gründen auch immer nicht willens sind zu arbeiten, zu Recht ein generös gefaßtes Existenzminimum garantiert bekommen, während afrikanische Kinder verhungern müssen. Freilich scheint es mir billig, daß derartige Leistungen an Konditionalitäten gebunden werden. Da insbesondere das Bevölkerungswachstum jede Transferleistung leicht auffrißt, da das Bevölkerungswachstum aber zum Teil durch den Wunsch nach einer angemessenen Altersversorgung bedingt ist, wäre durchaus zu erwägen, inwiefern die reichen Länder sich an einem Aufbau einer solchen Altersversorgung beteiligen – unter der Bedingung, daß einschneidende Maßnahmen gegen eine weitere Bevölkerungsexplosion ergriffen werden. Werden dabei die Grundsätze von Freiwilligkeit und Gleichbehandlung gewahrt, scheinen mir solche Maßnahmen moralisch diskussionswürdig, auch wenn höchster Takt erforderlich ist, um sie so durchzusetzen, daß sie nicht Haß erzeugen.⁴⁰

Ein großer Teil des Elends in der Welt ist durch Kriege und Bürgerkriege erzeugt, und mit bloßem Transfer wirtschaftlicher Leistungen ist in solchen Situationen bekanntlich nur wenig zu erreichen: Das Abwerfen von Säcken steht paradigmatisch für die westliche Hilflosigkeit. Was kann in solchen Fällen getan werden? Auch hier ist zunächst einmal an Unterlassungen zu denken – und zwar an die Unterlassung von Waffenexporten. Wer letztere mit dem Arbeitsplatzargument rechtfertigt, ordnet den eigenen Wohlstand dem Leben Unschuldiger über; und eine solche Überordnung ist nicht gerade das, was man moralisch nennt. Gewiß würden lokale warlords und Potentaten mit regionalen Ambitionen sowie alle diejenigen, die bei einer großen Bestellung Tantiemen in Millionenhöhe kassieren, energisch gegen eine solche Beschränkung protestieren; aber das kann kaum ein Argument gegen sie sein. Ein positiver Beitrag der entwickelten Länder kann darin bestehen, die Ursachen von Kriegen und Bürgerkriegen zu bekämpfen zu lehren – etwa das rechtliche Instrumentarium bekannt zu machen, das einen Minderheitenschutz garantiert. Aber es versteht sich, daß die Anwendung dieses Instrumentariums Sache der lokalen Machthaber bleibt, die nicht immer an ihm interessiert sind. In solchen Fällen ist der Ausbruch von Kriegen wahrscheinlich, und die letzte Option, die den entwickelten Ländern dann bleibt, ist militärischer Natur. Eine solche

Intervention muß von den Vereinten Nationen natürlich sanktioniert sein; ist sie das, sollte man sie nicht unter Berufung auf die Lehre von der Souveränität ablehnen, die unter ganz anderen Bedingungen entstanden ist und sich auf Gebilde bezieht, die wirklich Staaten sind, was man von bürgerkriegsgeschüttelten Gebieten nicht sagen kann. Oft ist eine Intervention die einzige Weise, Menschenleben zu retten, und daher m.E. moralisch geboten. Aber man sollte sich zu ihr nur entschließen, wenn man wirklich willens ist, sie bis zur Erreichung klar definierter Ziele durchzuführen. Es liegt ferner auf der Hand, daß man dann auch zu dem erforderlichen Einsatz von Gewalt bereit sein muß. Zu drohen, aber diese Drohungen nicht durchzuführen, nicht zu wissen, was man eigentlich will, mit jedem kriminellen Bandenführer zu diskutieren, moralische Skrupel bei der Selbstverteidigung zu haben, gehören – wie man sich schon vor dem Somaliadebakel denken konnte – nicht zu den Voraussetzungen von Erfolg. Zwar ist die Auffassung diskussionswürdig, die entwickelten Länder seien nicht verpflichtet, ja, gegenüber ihren eigenen Bevölkerungen nicht einmal berechtigt, mit erheblichen Kosten finanzieller Natur sowie an Menschenleben andere Gebiete zu pazifizieren. Aber was unter keinen Umständen akzeptabel ist, ist die Halbherzigkeit und Heuchelei, mit der die öffentliche Meinung der entwickelten Länder sich zu dieser Frage verhält. Da man sich nicht offen zu dem Prinzip zu bekennen wagt, etwa einige Tausende eigener Toten seien ein zu hoher Preis, um Hunderttausenden das Leben zu retten, versucht man die eigene pazifistische Position mit dem Interesse der einheimischen Bevölkerung zu legitimieren (von der in der Tat stets manche eine erfolgreiche Intervention der Vereinten Nationen nicht wünschen). Insofern die Mängel dieser Position letztlich auch einem selber nicht ganz entgehen können, bekennt man sich schließlich zu einem Einsatz, der bei den ersten auftretenden Schwierigkeiten, die alle vorherzusehen waren, abgebrochen wird. Dabei kann man leider nicht einmal sagen: Außer Spesen nichts gewesen. Denn eine Folge derartiger Unternehmen ist eine Inflationierung des Drohens und damit eine weitere Diskreditierung der Autorität der Vereinten Nationen. Man mache sich nichts vor: Die Welt wird dafür einen hohen Preis zu zahlen haben. Nicht nur werden Millionen von Menschen ohne Aussicht auf Hoffnung mörderischen warlords überlassen; die Chancen des Aufbaus effektiver internationaler Organisationen, die die schlimmsten globalen Nebenfolgen des Modernisierungsprozesses bewältigen können, sinken. Anläßlich des Debakels in Afrika schreibt R. Neudeck zu Recht: »Wir stehen entwicklungspolitisch betrachtet an einem Wendepunkt: Mit Geldmitteln ist nichts mehr zu erreichen, und an die großartigen Thesen glaubt auch kein Mensch mehr. Die UNO muß sich einer Totalreform stellen, oder sie wird untergehen.«⁴¹

An drei Fronten, so kann zusammenfassend gesagt werden, wird sich entscheiden, ob der Modernisierungsprozeß zu einem Segen für die

Menschheit werden wird oder nicht. Erstens ist nüchtern festzustellen, daß ohne eine Zunahme der Zahl der Staaten mit ausreichender Wirtschaftskraft und innerer Stabilität eine Politik der Weltsozialhilfe aus finanziellen Gründen nicht möglich sein wird. Von der Entwicklung des ostasiatischen Raumes, insbesondere Chinas, aber auch Rußlands hängt sehr viel ab. Zweitens muß die Stärkung internationaler Institutionen mit aller Macht betrieben werden. Die Erweiterung der permanenten Mitglieder des Sicherheitsrates um jene großen Länder, die zur Lösung der Weltprobleme einen bedeutenden Beitrag leisten können und wollen, scheint mir sinnvoll. Drittens wird es entscheidend sein, eine Abkehr von der Wachstumsideologie in jenen Ländern zu vollziehen, die ihrer Bevölkerung ein Leben weit über dem Existenzminimum gewähren. Dies wird ohne eine umfassende kulturelle Erneuerung der Menschheit nicht möglich sein. Ein Scheitern dieser drei Perspektiven würde die Menschheit immerhin vor etwas bewahren: Zur Brave New World würde es nicht kommen.

Anmerkungen:

- 1 F. Fukuyama, *The End of History and the Last Man*, New York 1992.
- 2 Dies ist etwa der Ansatz von D. Senghaas, *Von Europa lernen. Entwicklungsgeschichtliche Betrachtungen*, Frankfurt am Main 1982 und von U. Menzel, *Auswege aus der Abhängigkeit. Die entwicklungspolitische Aktualität Europas*, Frankfurt am Main 1988.
- 3 Vgl. G.W.F. Hegel, *Werke* Bd. 12: *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*, Frankfurt am Main 1970, S. 128: «Dieser Zustand (sc. Afrikas) ist keiner Entwicklung und Bildung fähig, und wie wir sie heute sehen, so sind sie immer gewesen.»
- 4 Immerhin scheint die Umwandlung Weißrußlands, Kasachstans und wohl auch der Ukraine in Nicht-Nuklearmächte zu gelingen.
- 5 Vgl. die kluge Abhandlung von C. Kluckhohn/W.H. Kelly, *The Concept of Culture*. In: *The Science of Man in the World Crisis*, ed. by R. Linton, New York/London 1945, S. 78–105.
- 6 Auf diese Gefahr hat C. Lévi-Strauss, *Race et Histoire*, Paris 1961, S. 41 ff. nachdrücklich hingewiesen.
- 7 Ich korrigiere hiermit die zu undifferenzierten Aussagen in meinem Aufsatz: *Die Dritte Welt als ein philosophisches Problem*, in: V. Hösle, *Praktische Philosophie in der modernen Welt*, München 1992, S. 131–165. Besonders bin ich Gun Deshingkar, Martin Fuchs, Richard Holton, Thomas Kesseling, Rae Langton, Klaus Leisinger und Suresh Sharma für kluge Kritik dankbar.
- 8 Dessen Theoretiker sind Bodin und Hobbes.
- 9 Dazu grundlegend M. Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, Tübingen 5. Aufl. 1980.
- 10 A. Gehlen nennt diese Trias in: *Die Seele im technischen Zeitalter*, Hamburg 1957, S. 11 ff., treffend «Superstruktur».
- 11 Das ist von Marx durchaus richtig gesehen worden. Vgl. *Das Kapital*, Erstes Buch, Erster Abschnitt, MEW 23, Berlin 1979, S. 49 ff.

- 12 Vgl. M. Webers klassischen Essay: Die protestantische Ethik. Eine Aufsatzsammlung. Hrsg. von J. Winckelmann, München/Hamburg 1965.
- 13 Vgl. U. Menzel, Das Ende der Dritten Welt und das Scheitern der großen Theorie, Frankfurt am Main 1992, S. 27 ff. Dem ausgezeichneten Buch verdanke ich viel.
- 14 Schon lange bevor dies allgemein offenkundig wurde, hat Hannah Arendt mit ihrer üblichen Direktheit darauf aufmerksam gemacht (Macht und Gewalt, München, 2. Aufl. 1971, S. 116 f.).
- 15 Daß in der Zukunft zunehmend Kulturen die politischen Kraftfelder bestimmen werden, ist die These S.P. Huntingtons (The Clash of Civilizations? In: Foreign Affairs 72 (1993), S. 22–49 sowie die Antwort auf die Kritiker, S. 186–194).
- 16 Für jeden Beobachter der indischen Realität bleibt es z.B. auffällig, wie andersartig in ihrem wirtschaftlichen Gebaren etwa Sikhs und Hindus sind.
- 17 Vgl. K.A. Wittfogel, Die orientalische Despotie, Frankfurt am Main 1977.
- 18 Vgl. O. Hintze, Feudalismus-Kapitalismus. Hrsg. und eingeleitet von G. Oestreich, Göttingen 1970, S. 12 ff.
- 19 Lotte in Weimar, Frankfurt am Main 1992, S. 367.
- 20 Trotz des Bruchs der Bolschewisten mit der altrussischen Tradition ist auf zwei Momente der Kontinuität zu verweisen: erstens auf die Hochschätzung nicht-individualistischer Gemeinschaft, zweitens auf den Stolz, mit dem man Rußland für dem Westen – allem Anschein zum Trotz – überlegen hielt. Die Demütigung dieses Stolzes wird noch die furchtbarsten Kompensationsversuche hervorbringen.
- 21 Zu den mannigfachen Fundamentalismen siehe M.E. Marty und R. Scott Appleby (Hrsg.), Fundamentalismus Observed, Chicago/London 1991.
- 22 Eine Folge davon kann, wegen eines Überangebots, die Verschlechterung der terms of trade sein. In ihrer generischen Form muß jedoch die Prebisch-Singer-These als widerlegt gelten.
- 23 Vermutlich war Deng Xiaoping besser beraten als Gorbatschow, als er beschloß, mit ökonomischen statt mit politischen Reformen zu beginnen. Freilich ist diese Entscheidung in einem Agrarstaat weit weg von Europa auch bedeutend leichter gewesen.
- 24 Die neue Wissenschaft der Politik, München 1959, S. 79.
- 25 Vgl. Ph.G. Zimbardo, Psychologie, Berlin u.a., 5. Aufl. 1992, S. 574 ff., S. 594 f. mit Hinweisen auf weitere Literatur, insbesondere die Arbeiten von L. Ross.
- 26 Siehe nur das informative und engagierte, aber nicht immer ausgewogene Buch von S. Kohlhammer, Auf Kosten der Dritten Welt?, Göttingen 1993, das seine selbst gestellte Frage klar verneint. Dagegen erinnere ich u.a. an meine Ausführungen op. cit., 153 ff.
- 27 Mit der Feststellung von Ursachen ist die Schuldfrage natürlich noch nicht beantwortet. Dazu sind zusätzliche Überlegungen erforderlich.
- 28 Der Universalismus muß allerdings nicht notwendig formalistisch sein.
- 29 Wenn von den negativen Nebenfolgen abgesehen werden könnte, müßte man, wie im 18. Jahrhundert, auch die Bevölkerungszahl für einen solchen Indikator halten – darauf laufen jedenfalls der Nutzensummenutilitarismus und die katholische Morallehre in seltsamer Übereinstimmung hinaus.
- 30 Die Zahlen entnehme ich Webster's New Encyclopedic Dictionary, New York 1993.

- 31 Dazu grundlegend Th. Veblen, *Theorie der feinen Leute*, München 1981 (New York 1899).
- 32 J. Rawls, *Eine Theorie der Gerechtigkeit*, Frankfurt am Main 1975.
- 33 Zu Recht hat man daher in den Physical Quality of Life Index Lebenserwartung bei Geburt, Säuglingssterblichkeit und Alphabetisierungsrate einbezogen. Vgl. K. Leisinger, *Wege aus der Not*, Frankfurt am Main 1990, S. 24 ff.
- 34 Ich habe das heutige China im Auge, nicht dasjenige der Kulturrevolution. Immerhin kann man gegen den Hungertod mehr unternehmen als gegen die Mordlust eines allmächtigen Despoten.
- 35 Vgl. E. Fromm, *Haben oder Sein*, München 1979.
- 36 Natürlich ist das moralische Prinzip absurd, man müsse Fehler bis zu ihrem bitteren Ende durchführen: Fehlinvestitionen, die man als solche durchschaut hat, soll man abbrechen. Nur wenn die Risiken bei einer Rückkehr größer sind als bei der Fortsetzung, ist jenes Argument schlüssig: Es ist jedenfalls immer der Zukunftsbezug, der zählt.
- 37 Ich erinnere etwa an die Interventionen der US-amerikanischen Botschaft in Südkorea im August 1993, um Michael Jacksons Auftritte daselbst zu ermöglichen – kurz bevor sie aus bekannten anderen Gründen weltweit eingestellt werden mußten.
- 38 Das Ende der Dritten Welt ..., op. cit., S. 209.
- 39 Vgl. dazu H.D. Klein, *Philosophie der Gegenwart – Versuch einer Begriffsbestimmung (200 Jahre nach 1789)*. In: *Wiener Jahrbuch für Philosophie* 21 (1989), S. 47–63.
- 40 Zum Problem der Bevölkerungspolitik siehe das kluge Buch von K. Leisinger, *Hoffnung als Prinzip*, Basel/Boston/Berlin 1993.
- 41 In seinem Nachwort zu dem oben zitierten Buch S. Kohlhammers (S. 115 f.). – Zu der Frage, wann militärische Maßnahmen gerechtfertigt werden können, vgl. Verf., *Ethischer Prinzipien der Friedenssicherung*, in: *Rechtsphilosophische Hefte* 2 (1993), S. 39–58.